

# Feierabend . Von H. G. Heyn-Oettinghaus



Es ist heute so, wie es viele hundertmal vorher auch beim Schichtwechsel war: man blinzelt aus der hochtauchenden Schale in das Tageslicht, das unter dem Wellblechdach der Hängebank immer ein wenig dämmerig ist, man pumpt einen tiefen Atemzug voll frischer Luft in die Lungen, man wird aus dem Korb geschoben und geht in einer Gruppe von Arbeitskameraden über das Pflaster des Grubenhofes, während das Klingelzeichen des Anschlägers schon die neue Fahrt signalisiert.

In der Verladehalle klirrt das Leseband, in der Schmiede sausen die Transmissionen, der Schweißapparat zischt, und im Vorübergehen sehen sie den Schmiedemeister, von grellblauem Licht umzuckt, an der Arbeit.

An der Westwand des Kesselhauses hat sich Ruß angesammelt, und das dünne Rohr am Badehaus ist auch immer noch leck und läßt Dampf und einen kleinen Strahl heißen Wassers aus . . .

Alles ist wie immer, und gerade das bedrückt Franz Hellebrand so, daß alles bleiben wird, daß auf der Grube alles seinen Gang weitergeht, auch wenn er nun nicht mehr dabei sein wird und ein anderer seinen Platz einnimmt.

Fünfundvierzig Jahre hindurch ist Franz Hellebrand eingefahren, fast auf den Tag genau. Zuerst drüben, auf der Zeche „Morgenstern“: bei schwersten Arbeitsbedingungen und maoerer Förderung. Dann wurde „Morgenstern“ stillgelegt und Franz Hellebrand kam auf den „Idaschacht“, und dann — vor zwanzig Jahren mochte das gewesen sein — auf den Hauptschacht, die Georggrube.

Schicht um Schicht hat er mit dem Berg gerungen und hat ihm als Tribut auch Schicht um Schicht einen Teil seiner Kraft geben müssen. Immer nur ein winziges Teilchen — aber das fünfundvierzig Jahre hindurch. Und nun ist der Berg Sieger geblieben, und er, Hauer Franz Hellebrand, muß abtreten . . . müde und alt. Das war heut seine letzte Schicht. Ab morgen braucht er nicht mehr zur Arbeit . . . kann schlafen, solange es ihm behagt, kann am helllichten Tage spazieren gehen oder sich längelang ins Gras legen und nichts tun . . .

Hauer Franz Hellebrand hat unbegrenzten Urlaub!

So manchmal hat er sich diesen Zustand ausgemalt, wenn Schneeregen

ihm auf dem Weg zum Schacht ins Gesicht schlug oder wenn ihm vor Ort Staub, Hitze und Erschöpfung, die Kräfte lähmten. Er hat sich nach dem Tage gesehnt, an dem er, seiner Pflichten ledig, endlich die Kette, die ihn an die Zeche fesselte, zerreißen konnte. Heut ist der Tag da . . . er ist frei. Aber er fühlt, daß jetzt alles anders ist. Sie läßt ihn nicht los, die Grube . . .

In seine Grübeleien versunken, geht der alte Hauer inmitten seiner Kumpel heimzu. Ab und zu löst sich einer aus der Gruppe, nickt zum Abschied ein kurzes „Glückauf“. Dann ist auch Hellebrand zu Hause und sagt sein „Glückauf“.

Die anderen erwidern den Gruß, und Hellebrand denkt plötzlich daran, daß er für ihn nun seinen Sinn verloren hat. Er sieht den Kameraden nach, die den Sandweg weiterstapfen, in schweren Schuhen und auf müden Füßen . . . aber doch kraftvoll, ungebeugt.

Sie sind noch jung. — Er fühlt, daß die Erschöpfung ihm als schwere Last im Nacken liegt und seinen Rücken beugt, er spürt, daß seine Glieder vor Mattigkeit zittern. — Sie war schwer, die letzte Schicht . . .

In die Wohnküche stolpernd, in der seine Frau schon die dampfende Suppenschüssel auf den Tisch setzt, knallt er seine Ledertasche mit altgewohnter Bewegung auf den Schemel, daß die blecherne Kaffeeflasche scheppert. Sekundenlang horcht er diesem vertrauten Ton nach, dann läßt er sich schwer auf einen Stuhl fallen.

„Gib mir Waschwasser, Mutter . . .“ Prustend und ächzend wäscht er sorgfältig den letzten Kohlenstaub aus dem Gesicht und vom Körper, betrachtet lange und nachdenklich seine Hände, die rissig und voller Schwielen sind. Sein Leben lang war er ärgerlich, weil er den Kohlenstaub nie ganz aus der Haut herausbekam . . .

Und dann sitzt er vor seinem Teller und erzählt von einem Wolfshunger, und wie Mutter mit dem duftenden Grünkohl wieder einmal genau das Richtige getroffen habe. Aber dann rührt und stochert er im Essen herum, und Mutter räumt den Teller genau so voll wieder weg, wie sie ihn hingestellt hat. Doch heute sagt sie nichts.

Wie alle Tage setzt Hellebrand sich in die Ecke des Sofas, das am Fenster steht. Eine Wolldecke ist darüber gebreitet, und in der Mitte prangt eine

Schlummerrolle aus grellfarbigem Garn, das Weihnachtsgeschenk der jüngsten Tochter, die Verkäuferin ist und Ostern heiraten will.

Wie alle Tage langt der Hauer sich umständlich die Zeitung, holt die Brille aus dem Futteral, knüpft die Kordel des ledernen Tabakbeutels auf, stopft die Pfeife und setzt sie in Brand.

Unterdessen ist Mutter Hellebrand darangegangen, das Geschirr abzuräumen und zu spülen. Hin und wieder streift ein forschender, etwas besorgter Blick das Gesicht ihres Franz.

Nachdem der Tisch säuberlich mit dem rotkarierten Tischtuch bedeckt ist, setzt sie sich mit einer Stopfarbeit in die andere Sofaecke. Alles ist, wie immer. Die Kuckucksuhr tickt fleißig ihr Pensum ab, und der kleine Holzvogel ruft mit heiserer Stimme die Zeit in die Stube. Auf dem Herd summt das Kaffeewasser. Durch die weißen Scheibengardinen sieht man draußen die Januarsonne nach kurzem Tageslauf sinken.

Die Welt sieht plötzlich trostlos und kalt aus.

Hellebrand hält immer noch die Zeitung vor sich, aber seine Frau weiß, daß er kein Wort gelesen hat. „Es wird dunkel, Vater . . .“ mahnt sie.

Er fährt zusammen, legt hastig das Blatt weg, klopft die Pfeife aus. „Na ja, Mutter . . .“

Schwerfällig steht er auf, zwängt sich aus seiner Ecke um den Tisch herum, zieht die Strickweste zurecht. „Muß wohl langsam die Hühner füttern . . .“

Hellebrand geht zum Stall, wo das Hühnervolk ihn hungrig erwartet, er streut Futter, öffnet die Kaninchenställe. Die Tiere stoßen mit den Nasen verlangend an seine Hand, als wollten sie sich ihre Ration an Heu und Rüben einmahnen. Er spricht mit den Tieren, gibt dem, was ihn zuinnerst bewegt endlich Ausdruck: „Tja . . . Nuckelchen nu ist Feierabend . . . immer Feierabend . . . nu solls euch aber auch gut gehen . . . nu hab ich Zeit . . . immer viel Zeit . . .“

Zärtlich gleitet seine schwere Hand über die silbergrauen Fellchen, klopft und tätschelt. Versperrt dann sorgfältig die Boxen, in denen es raschelt und knuppert.

Die Hühner sind indessen auf ihre Stange geklettert, und es wird auch Zeit, denn nun fällt rasch die Dämmerung ein. Hellebrand schließt den Stall ab, steckt den Schlüssel in die Hosentasche.

Nun ist alles getan, und er steht ein wenig ratlos da und weiß nicht, was

er anfangen soll. Langsamem Schrittes geht er zum Gartentor. Den Plattenweg hat er selbst gelegt . . . die Sträucher links und rechts werden den Winter wohl gut überstehen . . . müßten im Sommer schon tüchtig tragen . . . da hat Mutter ja noch eine ganze Menge Grünkohl stehen . . . ein wenig Frost könnte es noch geben, damit das Ungeziefer erfriert, und der Boden recht locker und mürbe wird . . .

Nun steht er am Tor und sieht über die Straße. Es ist fast dunkel. Der wachsende Mond hängt hinter einer Dunstschicht hoch oben am Himmel. Heute wird es wohl kalt werden in der Nacht . . .

Den Sandweg herauf tasten zögernde Schritte. Hellebrand erkennt Heinrich Mora, einen jungen Burschen, dem im letzten Kriegsjahr eine Mine das Gesicht zerfetzte. Auf einem Auge ist Heinrich erblindet, das Sehvermögen des zweiten ist sehr geschwächt.

Ist ein armer Teufel, der Heinrich! Von seiner Rente kann er kaum leben, ans Heiraten nicht denken, selbst wenn ihn eine nähme, den Mann mit den toten Augen und dem verunstalteten Gesicht. Und wenn seine Mutter einmal stirbt . . .

„Na, Heinrich . . . noch ein wenig an die Luft?“ ruft er den Burschen an. Mora bleibt stehen und wendet ihm das Gesicht zu. „Sie sind es, Herr Hellebrand? Ich hab' keine Ruhe . . . ich könnt' immer umherlaufen und möcht' etwas suchen . . . ich weiß selbst nicht, was . . .“

Er reicht seine Hand über den Zaun,

eine Hand, die weich, kraftlos und kalt ist. „Sie haben nun auch Feierabend gemacht . . . ja . . . für jeden kommt es . . . für einen früher, für einen später . . . für mich ist er zu früh gekommen, der Feierabend . . . ja . . . ich will weiter . . . ich hab solche Unrast . . .“

Hellebrand sieht ihm nach, wie der schwarze Schatten seiner Gestalt mit dem Dunkel der Nacht verschmilzt. Wie gern hätte er Heinrich ein Wort gesagt, aber es gab wohl keines, das ihm helfen konnte . . . und so war schon besser, zu schweigen . . .

Wenn er sein Schicksal mit dem Heinrich Moras verglich . . . verdammt, wie gut ist es ihm doch sein Leben lang gegangen. Immer gesund, immer mit voller Kraft am Berg, die Kinder gesund, eine gute Frau, die mitgeholfen hat, dieses Stück Heimat zu schaffen . . . hat er nicht alle Ursache, seinem Herrgott dankbar und ein glücklicher Mensch zu sein? Er ist es ja auch! Wirklich . . . nur . . .

Seufzend wendet er den Kopf zur Straße hin. Dort liegt sie . . . die Zeche, im Funkelkranz ihrer tausend Lichter. Die Förderung läuft, andere Hände brechen das Gestein, andere messen ihre Kraft am Berg.

Nun ist er müde . . . es ist Zeit auszurufen und zuzusehen, wie andere die Arbeit schaffen. Es geht auch ohne ihn. Ein Frösteln läßt ihn zusammenfahren. So wendet er sich langsam um und geht ins Haus, aus dessen Fenstern ihm ein helles, freundliches Licht entgegenstrahlt.